

Diskussion

*Johannes Dingler, Regina Frey, Ute Frietsch, Ingrid Jungwirth, Ina Kerner, Frauke Spottka**

Dimensionen postmoderner Feminismen

Plädoyer für Mehrstimmigkeit im feministischen Theoriekanon

Die Diskussion um Feminismus und Postmoderne hat sich im deutschsprachigen Raum an Judith Butlers 1991 erschienenem Buch *Das Unbehagen der Geschlechter* entzündet. Postmoderne Positionen wurden oft als unfruchtbar und gefährlich für den Feminismus abgelehnt. In den Debatten der jüngsten Zeit (vgl. z.B. Hornsheit 1998 und Knapp 1998) zeichnet sich eine weniger ablehnende Thematisierung der Vereinbarkeit von feministischen und postmodernen Perspektiven ab. Wir gehen von der Möglichkeit »postmoderner Feminismen« aus und unternehmen hier den Versuch, das produktive Potential dieser Verbindung aus feministischer Sicht zu eruieren.

Die Vorbehalte von Feministinnen gegen postmoderne Ansätze wurden von Cornelia Klinger deutlich formuliert: »Was ist Feminismus ohne ein Subjekt Frau – also ohne eine *essentialistische* Identitätskategorie? Was bleibt vom Feminismus in den vielen kleinen lokalen Kämpfen – also nach dem Abschied von jeder Form von Universalismus?« (Klinger 1998, 185). Der Feminismus, so der erste Einwand, verliere mit der Dekonstruktion des weiblichen Subjekts seine definitorische Kategorie. Damit werde letztlich der Bezugspunkt jeder Handlungsfähigkeit aufgegeben, den der Feminismus sowohl als politische Bewegung als auch als wissenschaftliche Theorie brauche (vgl. auch Benhabib 1998, 58). Der zweite Einwand legt nahe, daß postmoderne Feminismen durch ihre Dekonstruktion von universalistischen Metanarrativen unausweichlich zu Beliebigkeit führten, die es unmöglich mache, zwischen alternativen Optionen zu unterscheiden. Kreisky und Sauer gehen soweit, »postmodernen Thematisierungen« eine »antipolitische Quintessenz« zu unterstellen (1998, 44). Die feministische Theorie wäre demnach nicht mehr in der Lage, theoretische Begründungen für feministische Politik zu liefern. Die postmoderne Analyse untergrabe die zwei wesentlichen Prämissen einer feministischen Theorie und einer emanzipativen Politik.

Die genannten Vorbehalte gegen die Allianz von feministischen und postmodernen Ansätzen sind nach wie vor ernstzunehmen und wir haben nicht die Absicht, vorschnell über sie hinwegzugehen. Allerdings lehnen wir eine Polarisierung zwischen feministischer Theorie einerseits und postmoderner Theorie andererseits ab. Postmoderne feministische Ansätze, insbesondere nordamerikanischer Provenienz, werden unseres Erachtens im deutschsprachigen Diskurs noch sehr selektiv rezipiert. Die produktive Auseinandersetzung zwischen Postmoderne und Feminismus wird im deutschsprachigen Raum unter anderem durch folgende Umstände behindert:

Erstens findet in der Diskussion oft eine doppelte Reduktion auf den Ansatz von Judith Butler (1991, 1995) statt: Postmoderne Feminismen werden häufig mit Butlers Theorie der diskursiven Konstruktion des biologischen Geschlechts gleichgesetzt (vgl. Duden 1993; Landweer 1993). Zudem wird Butlers Ansatz selbst auf eine Dekonstruktion der Unterscheidung zwischen Sex und Gender reduziert. Ihre Intention, eine durch biologistische Argumentation legitimierte Zwangsheterosexualität in Frage zu stellen, wird vernachlässigt. Zweitens ist eine Homogenisierung postmoderner Feminismen zu beobachten: Ausgeblendet wird, daß auch unter postmodernen Feminismen verschiedene Strömungen und Kontroversen existieren. Zudem stehen postmoderne Feminismen dem »Malestream« postmoderner Theorien wiederum teils kritisch, teils sogar ablehnend gegenüber (vgl. z.B. Fraser/Nicholson 1990; Fraser 1989). Drittens kann eine Gleichsetzung von postmodernen Ansätzen mit der Verteidigung der ökonomischen Globalisierung beobachtet werden: Zum einen würden postmoderne Feminismen durch ihren theoretischen Standpunkt den ökonomischen Status quo affirmieren, zum anderen neoliberalen Trends durch ihre Nichtthematisierung ökonomischer Ver-

hältnisse Vorschub leisten (vgl. z.B. Young 1998, 170; Kreisky/Sauer 1998, 25). Der Schwerpunkt der meisten feministischen postmodernen Arbeiten liegt zwar nicht auf globalen ökonomischen Zusammenhängen, aber im Bereich der Entwicklungspolitik und der postkolonialen Kritik werden diese Verknüpfungen durchaus hergestellt (vgl. z.B. Marchand/Parpart 1995, Mohanty 1991, Kerner 1999). Viertens wird angenommen, postmoderne Feminismen befänden sich notwendigerweise in einem Gegensatz zu konkurrierenden Theorieparadigmen. Vor allem in der Auseinandersetzung zwischen Marxismus und Postmoderne wird behauptet, postmoderne Ansätze schlossen materialistische Positionen aus und verdrängten sie aus dem akademischen Diskurs. Postmoderne Feminismen und andere theoretische Paradigmen können aber durchaus komplementär sein. Einige feministische Theoretikerinnen fordern daher, daß postmoderne Feminismen die materielle Ebene stärker in ihre Theoriestruktur integrieren sollten (vgl. z.B. Fraser 1997; Knapp 1998, 66).

Aufgrund der Komplexität und Divergenz postmoderner Feminismen scheint es uns nicht adäquat, zu definieren, was der »postmoderne Feminismus« sein soll. Statt dessen sollen zunächst fünf verschiedene Ansätze diskutiert werden, die unseres Erachtens den Diskurs um postmoderne Feminismen bereichern: die Position von Linda Nicholson (Social Postmodernism), der postkoloniale Feminismus von Chandra T. Mohanty, ein postmodern informierter Ökofeminismus am Beispiel von Val Plumwood, Ansätze von queer theory sowie die kategorialen Untersuchungen von Donna Haraway. Jeder dieser Ansätze repräsentiert wichtige Aspekte postmoderner Feminismen, deren Potential für die deutschsprachige feministische Debatte fruchtbar werden könnte. Im Schlußteil werden unter Rückbezug auf die vorgestellten Ansätze Dimensionen feministischen postmoder-

nen Denkens skizziert. Auch die Problematik politischer Handlungsfähigkeit postmoderner Ansätze wird hier noch einmal angesprochen.

Postmoderne feministische Denkart

Linda Nicholson: »Social Postmodernism« – Jenseits von Identitätspolitik

Linda Nicholson verortet ihre Arbeit innerhalb postmoderner Theorien mit dem expliziten Anliegen, Sozialkritik zu üben. Ihre Kritik an postmodernen Ansätzen hat durchaus Gemeinsamkeiten mit oben genannten Bedenken. So sehen Nicholson und Seidman (1995a) Probleme vor allem dort, wo sich postmoderne Ansätze mit Poststrukturalismus überschneiden; hier werde »Postmodernismus« lediglich zu einer kritischen Art und Weise, Texte zu analysieren. Die damit einhergehende Politisierung von Sprache und Wissen sei zwar zu begrüßen, jedoch bedeute die textualisierende Wende im Postmodernismus, daß Themen der Sozialtheorien (z.B. politische Ökonomie und soziale Bewegungen) vernachlässigt worden seien. Die daraus resultierende Aufteilung in »das Postmoderne« einerseits und »das Soziale« andererseits kritisieren Nicholson und Seidman. Mit dem Band »*Social Postmodernism – Beyond Identity Politics*« (1995) möchten sie eine Brücke schlagen und Potentiale postmodernen Denkens für Sozialtheorien herausarbeiten (vgl. Nicholson/Seidman 1995a, 7).

Nicholson gibt in ihrem Beitrag »Interpreting Gender«¹ ein Beispiel dafür, wie ein solcher Ansatz aussehen kann. Sie problematisiert die Rolle des Körpers in feministischen Theorien und dessen Funktion für politische Kämpfe und wirft Fragen nach den hinter Gender stehenden Konzepten von weiblicher Identität und dem Körper auf. Ausgangspunkt ist dabei der Begriff Gender, es geht ihr um »eine kritische Untersuchung seiner Ge-

schichte, um zu sehen, welches Gepäck der Begriff aus dieser Geschichte mit sich trägt und was der politische Effekt dieses Gepäcks ist« (Nicholson 1995, 10). So sei für die Entwicklung von Gender in den 60er Jahren Sex immer wesentlich gewesen, da Gender als Kritik und Gegenkonzept zu Sex eingeführt worden war. In den 80er Jahren wurde diese Trennung zwischen Sex und Gender hinterfragt, der physiologische Körper wurde selbst schon als Ergebnis sozialer Normierung gesehen. Nicholson bezieht sich hier auf Joan Scotts Definition von Gender:

... Gender ist die soziale Organisation von sexuellen Unterschieden (...) Wir können sexuelle Unterschiede nicht sehen, außer als Funktion unseres Wissens über den Körper und dieses Wissen ist nicht »rein«, kann nicht isoliert werden von seinen Implikationen in einer breiten Palette diskursiver Kontexte (Scott zit. nach Nicholson 1995, 39).

Zwar überwiege dieses Verständnis in feministischen Theorien heute, jedoch lebe das alte Erbe des biologischen Geschlechts in aktuellen Diskussionen weiter, so die These Nicholsons. Um dies zu verdeutlichen, wählt sie die Metapher vom »Mantelständer« (»coatrack view of self-identity«, 1995, 41). Der »Mantelständer« fungiert als biologischer Körper (Sex), über den soziale und kulturelle Normen und Verhaltensweisen (Gender) quasi wie Mäntel geworfen werden können. Nicholson kritisiert daran:

Durch den Glauben, daß geschlechtliche Identität (sex identity) das repräsentiert, was gemeinsam über Kulturen hinweg besteht, haben wir oft fälschlicherweise Dinge, die für moderne westliche Kulturen oder für bestimmte Gruppen hierin spezifisch sind, verallgemeinert (1995, 42).

Auch wohne diesem Verständnis weiter-

hin eine biologische Fundierung inne, denn selbst die explizit dem sozialen Konstruktivismus verpflichteten Strömungen der feministischen Forschung gingen davon aus, daß körperliche Merkmale über große historische Zeiträume hinweg gleich geblieben seien und sich dazu eignen würden, kulturübergreifende Gemeinsamkeiten von Frauen zu begründen und zu erklären. Eine solche Vorstellung von Gender sei lediglich eine Ergänzung und keine Ersetzung von sex. Nicholson plädiert dagegen für eine Vorstellung von Gender, die sich vom biologischen Geschlecht (dem »Mantelständer«) vollkommen abgelöst hat. Konsequenzen für politisches Handeln ergeben sich für Nicholson nicht im Verschwinden des Körpers, sondern vielmehr in der historischen und kulturellen Kontextualisierung dessen, was es jeweils heißt, »Mann« oder »Frau« zu sein. Die Bedeutung von »Frau« wäre dann als eine Variable bzw. ein Webstück mit sich überschneidenden Ähnlichkeiten und Unterschieden vorstellbar. In einem solchen Webstück komme der Körper durchaus vor, aber nicht als Determinierendes, sondern als spezifische historische Variable, deren Bedeutung je nach Kontext unterschiedlich sei (vgl. 1995, 61). Das hieße allerdings, daß das, was Frauen ausmache, einem permanenten Aushandlungsprozeß unterworfen sei. Politisches Handeln schließe dieser Prozeß nicht aus: Eine feministische Koalitionspolitik, die erkenne, daß schon das Formulieren von Ansprüchen für eine Gruppe und das Sprechen für jemanden (insbesondere Frauen) ein politischer Akt ist, sei auch mit dieser Vorstellung von Frauen möglich. Nicholson schlägt eine Politik der Koalition vor, im Rahmen derer »Frauenpolitik« zu bestimmten Themen gemacht werde (vgl. auch Mohanty in diesem Beitrag), wobei jedoch das Konzept Frau verschiedene Bedeutungen habe und nicht von allen geteilt werden müsse. Als Beispiel für eine solche Politik bzw. ein thematisches Bünd-

nis nennt Nicholson die frauenpolitische Diskussion um »reproduktive Rechte« – auf diesen Terminus hatten sich Frauen unterschiedlicher Herkunft im Rahmen bevölkerungspolitischer Debatten auf UN-Konferenzen geeinigt, da Frauen in diesem Zusammenhang sehr unterschiedliche, wenn nicht gar konträre Interessen verfolgten (vgl. Nicholson 1995, 62). Mit Hilfe dieses Konzeptes der »reproduktiven Rechte« wurde trotz unterschiedlicher Interessen Bündnispolitik möglich.

Chandra Mohanty: postkolonialer Feminismus

Würde man Chandra Mohanty einer bestimmten feministischen Strömung zuordnen müssen, so wäre wohl das Label »postkoloniale Feministin« das angemessenste. Im Mittelpunkt ihrer Arbeiten steht die Frage nach Problemen und Chancen eines globalen feministischen Projekts. Basis ihrer Überlegungen sind die Anerkennung von Differenzen sowie die damit verbundenen Machtverhältnisse und hieraus resultierenden Konflikte zwischen Frauen. An der schlichten Gegenüberstellung von Männern und Frauen sowie an der Konstruktion einer eindeutigen Kategorie »Frau« kritisiert Mohanty, daß sie Unterdrückungsverhältnisse herstellen: durch die diskursive Kolonisierung all derjenigen, die von diesem Bild abweichen.

Bereits 1984 veröffentlichte Mohanty die erste Version ihres Aufsatzes *Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourses*. Kern dieser Arbeit ist die Analyse empirischer Studien feministischer Wissenschaftlerinnen aus dem Norden über die Lebenssituation von Frauen im Süden.² Mohantys Einschätzung dieser Texte läßt kaum Raum für Illusionen:

Die feministischen Schriften, die ich hier analysiere, kolonisieren die materiellen und historischen Heterogenitäten der Le-

benssituationen von Frauen in der Dritten Welt auf diskursive Art. Sie produzieren und re-präsentieren damit eine zusammengesetzte, singuläre »Dritte-Welt-Frau« – ein Bild, das arbiträr konstruiert zu sein scheint, aber dennoch vom Diskurs des westlichen Humanismus legitimiert ist (Mohanty 1991, 53).

Obwohl Mohanty diese Wirkung nachdrücklich kritisiert, sieht sie von einer pauschalen Ablehnung der Texte ab, denn zum Zweck einer internationalen Vernetzung feministischer Kämpfe hält sie Studien über die Lebensbedingungen von Frauen im Süden grundsätzlich für notwendig. Gegenstand ihrer Kritik sind vielmehr Tendenzen eines nekolonialen feministischen Denksystems, das gleichzeitig durch ethnozentrischen Universalismus geprägt sei und durch unzulängliche Bewußtheit von den Effekten westlicher Wissenschaft auf die »Dritte Welt« im Kontext eines westlich dominierten Weltsystems (vgl. ebd., 53). Der universale Geltungsanspruch, den westliche Feministinnen³ ihren Theorien beimessen, konkretisierte sich vor allem in der Verwendung von Analyse kategorien, die jene aus ihren persönlichen und kollektiv reflektierten Unterdrückungserfahrungen ableiteten. Die wichtigste dieser Kategorien sei die Annahme einer durch patriarchale Herrschaftsverhältnisse hervorgebrachten Geschlechterdifferenz und -hierarchie zwischen Männern und Frauen. Nach Mohanty liegt der Annahme der weltweiten Oppression von Frauen ein kontextunabhängiges, daher problematisches Verständnis von Frauen als homogener sozialer Gruppe ebenso zugrunde wie methodologische Kurzsichtigkeit. Das Verständnis von Frauen als sozialer Gruppe beruht nach Mohanty auf der Annahme der gleichen Unterdrückung von Frauen aufgrund ihrer Weiblichkeit in einer patriarchalen Welt. Die methodologische Kurzsichtigkeit manifestierte sich nun in einer Verwechslung zwischen »Frauen« als diskursiv

konstruierter Gruppe und »Frauen« als materiellen historischen Subjekten. Die komplexen Lebenssituationen von Frauen im Süden gerieten auf diese Weise aus dem Blick, deren spezifische Unterdrückung werde auf inadäquate Weise systematisiert, homogenisiert und vereinnahmt.

Kennzeichnend für Mohantys Überlegungen ist dabei, daß sie die Existenz eines weltweit einheitlich wirkenden patriarchalen Systems hinterfragt, die globale Dominanz westlicher Denksysteme und Entwicklungsmodelle hingegen für real und kritikwürdig hält. Die von ihr untersuchten Texte erscheinen dadurch doppelt problematisch.

Eine universale patriarchale Struktur, gegen die diese Studien anschreiben wollen, gibt es nicht«, erklärt sie – »es sei denn, man postuliert eine internationale männliche Verschwörung oder eine monolithische, ahistorische Machtstruktur. Allerdings gibt es eine spezifische weltweite Machtbalance, in der jede Analyse von Kultur, Ideologie und sozioökonomischen Verhältnissen situiert werden muß (ebd., 54).

Um die Lebenssituationen von Frauen im Süden in einer Weise beschreiben können, die kolonisierende Effekte vermeidet, sind ihrer Ansicht nach kontextspezifische Analysen nötig, die sich von mehreren Analyserastern gleichzeitig leiten lassen und in anderen Kontexten entwickelte Kategorien nicht verallgemeinernd übertragen.

Interessant sind Mohantys Befunde nicht zuletzt deshalb, weil Untersuchungen über die Lebenssituation von Frauen im Süden oft als Beitrag zu einer globalen feministischen Bewegung gedacht und geschrieben werden. Ihre Lokalisierung ist daher eine zweifache: sie verorten sich gleichzeitig in bestimmten politischen Kämpfen und betrachten Ausschnitte dieser Kämpfe von außen. Nach Mohanty gelten jedoch für beide Bereiche bezogen

auf den Einsatz verallgemeinernder Aussagen deutlich verschiedene Regeln:

Strategische Koalitionen, die ihre eigenen oppositionellen politischen Identitäten konstruieren, basieren auf Generalisierungen und provisorischen Einheitlichkeiten, die Analyse dieser gruppalen Identitäten darf jedoch nicht auf universalistischen, ahistorischen Kategorien basieren (ebd., 69).

Den Aspekt der strategischen Koalitionen hat Mohanty in ihrem Aufsatz *Feminist Encounters: Locating the Politics of Experience* (1992) näher ausgeführt. In diesem Text dekonstruiert Mohanty zunächst die Annahme einer universalen *global sisterhood*, die von einer kulturübergreifenden Korrelation von Erfahrungen und daraus abgeleiteten Interessen, Perspektiven und politischen Zielen von Frauen ausgeht. Mohanty hält diese Annahme für eine problematische Reduktion. Allein schon die Erfahrungen von Frauen seien durch mehr Komponenten als nur durch Weiblichkeit geprägt und durch Zusammenspiel und Friktionen verschiedener Einflüsse und Zugehörigkeiten »oft unkontinuierlich und fragmentiert« (Mohanty 1992, 88). Aufgrund dieser Fragmentierungen betrachtet sie die Ableitung feministischer Ziele aus weiblichen Erfahrungen als unzureichend für die Schaffung eines globalen feministischen Projekts, das sich nicht auf anti-patriarchale Kämpfe beschränken könne: »Wir müssen die gegenwärtigen Überschneidungen von antirassistischen, antiimperialistischen und schwul-lesbischen Kämpfen verstehen, um eine Grundlage für feministische politische Strategien und kritische Analysen zu schaffen« (ebd., 87). Sie plädiert daher für »internationale feministische Netzwerke, die um spezifische Themen wie Sex-Tourismus oder die multinationale Ausbeutung weiblicher Arbeitskraft organisiert sind« (ebd., 77) und unterscheidet diese explizit von der Idee einer einheitlichen internationalen

Frauenbewegung, die auf Grundlage der impliziten Annahme der *global sisterhood* arbeite.⁴

Val Plumwood: Postmoderner Ökofeminismus

Val Plumwood, die in der deutschsprachigen Diskussion bisher kaum rezipiert wird, sieht sich selbst als Vertreterin des neueren Ökofeminismus. Sie lehnt – dies vorweg – postmoderne Ansätze ab, da diese keinen Beitrag zur Entwicklung alternativer Identitätskonzepte liefern könnten (vgl. Plumwood 1993, 61f.). Ihr Verständnis von Postmoderne unterscheidet sich jedoch gravierend von dem anderer AutorInnen. Da sie auf einige allgemein als postmodern erachtete Argumentationen zurückgreift, kann ihr Ansatz jedoch als postmoderner Ökofeminismus eingeschätzt werden (vgl. Mack-Canty 1995, 62).

Ökofeministische Argumentation übernehmend, geht Plumwood von einer konzeptionellen Verbindung zwischen der Subordination von Frauen und der Herrschaft über die Natur im westlichen Denken aus (vgl. Plumwood 1993, 20ff.). Um dies zu zeigen, dekonstruiert sie – mit explizitem Bezug auf postmoderne Ansätze (vgl. Plumwood 1993, 4) – den westlichen Dualismus, der bis zum Platonischen Denken zurückreicht. In diesem Dualismus manifestiert sich der westliche Androzentrismus, bei dem die vordergründig geschlechtsneutralen Konzepte bei einer genaueren Analyse maskuline Konzepte zur Legitimation der Subordination von Frauen und der Natur darstellen (vgl. Plumwood 1990, 217f.).

Zentraler Vorwurf gegen den Ökofeminismus ist, daß dieser von einem essentialistischen Begriff von Geschlecht ausgehe, der eine biologische Nähe von Frauen zur Natur impliziert (vgl. Biehl 1991). Dagegen macht Plumwood bei ihrer Konzeptualisierung eines ökofeministischen Genderbegriffs wesentliche

Anleihen bei postmodernen feministischen Theorien. Sie führt erstens eine *De-Essentialisierung* von Geschlecht durch, bei der sowohl Geschlecht als auch die Verbindung der Frau zur Natur als soziale Konstruktionen im Kontext der westlichen *Master Story* beschrieben werden (vgl. Plumwood 1992, 10; 1993, 32ff.): Weibliche Identitäten und soziale Praktiken von Frauen sind demnach das Produkt sozial konstruierter Beziehungen und nicht das Resultat biologischer Essenzen. Zweitens kritisiert Plumwood eine homogene Betrachtung der Kategorie Frau und argumentiert für eine *De-Homogenisierung* des Geschlechterbegriffs, bei der sie für die Anerkennung von Differenzen zwischen Frauen eintritt (vgl. Plumwood 1993, 9f., 36ff., 160). In diesem Zusammenhang stellt sie drittens die reduktionistische Analyse einiger Ökofeminismen in Frage, der zufolge aus der Kategorie Gender alle weiteren Formen der Subordination, das heißt auch die Herrschaft über die Natur, ableitbar sind. Plumwood tritt dafür ein, auch Rasse, Klasse, Ethnie und sexuelle Orientierung neben Gender und Natur in die ökofeministische Analyse einzubeziehen. Die ökofeministische Analyse sollte, so Plumwood, die konzeptionelle Verbindung aller Formen der Subordination betonen und Sexismus, Rassismus, Klassenherrschaft und Naturherrschaft als ineinandergreifende Säulen androzentrischer Herrschaftsverhältnisse analysieren.

Im Anschluß an diese Analyse versucht Plumwood, alternative Konzeptualisierungen von Geschlecht und Identität jenseits des Dualismus zu erarbeiten. Dazu untersucht sie zunächst bisherige Versuche der Überwindung dualistischer Konzeptionen. Als Erstes analysiert sie den Gleichheitsfeminismus, dem zufolge Frauen der uneingeschränkte Zugang zur maskulinen Sphäre der Kultur gewährt werden solle und sie ihre Verbindung zur femininen Sphäre der Natur beenden müßten. Durch die maskuline Voreinge-

nommenheit des Kulturellen führe diese Strategie aber zu einer Assimilation der Frau an die androzentrische Norm, durch die Frauen letztlich unter Aufgabe des Femininen die Position der Herrschaft übernähmen (vgl. Plumwood 1993, 27f., 1990, 219f.). Als Zweites untersucht sie den Differenzfeminismus, welcher eine Inversion der hierarchischen Werteordnung des Androzentrismus fordere (vgl. Plumwood 1993, 31f.). Die hoch bewerteten, aber destruktiven maskulinen Konstruktionen sollen niedriger bewertet werden, während die bisher niedrig bewerteten femininen Qualitäten höher bewertet und als Standard affirmiert werden sollen. Dabei werde jedoch übersehen, daß das feminine Prinzip selbst ein Produkt des Androzentrismus darstellt, da das Feminine dualistisch als das »Andere« des Maskulinen definiert wird. Der inverse Feminismus reproduziert damit, wenn auch in Umkehrung, die konzeptionellen Strukturen des Dualismus, obwohl gerade diese transzendiert werden sollen.

Daraus folgt, daß sich die feministische Theorie in einem Dilemma befindet, da innerhalb der dualistischen Konstruktion keine unschuldige, unproblematische Position existiert, welche als alternativer Standpunkt dienen könnte⁵ (vgl. ebd., 63). Sowohl der Gleichheits- als auch der Differenzfeminismus bewegen sich weiterhin innerhalb des westlichen Dualismus, obwohl der Dualismus selbst das strukturelle Problem ist. Dieses Dilemma manifestiert sich sowohl in der Konzeptualisierung eines nicht-subordinierten Begriffs des Femininen als auch in der Rekonstruktion eines alternativen Naturbegriffs.

Da zunächst kein Standpunkt außerhalb des dualistischen Diskurses existiert, muß der hegemoniale Diskurs selbst zum Ausgangspunkt seiner Überwindung gemacht werden. Die einzige Möglichkeit, dem Dualismus zu entkommen, stellt für Plumwood deshalb eine Strategie der »kritischen Affirmation und

Rekonstruktion« dar (vgl. ebd., 64). Durch eine kritische Affirmation kann der bisher subordinierte Standpunkt durchaus eine zentrale Stellung innerhalb der Rekonstruktion erhalten, er darf aber nur Ausgangspunkt für eine weitreichende Rekonzeptualisierung aller zentralen Kategorien sein. Plumwood verlangt somit keine Auflösung von politischen Identitäten, sondern die Anerkennung, daß keine Identität unschuldig sein kann. Da der sozial konstruierte Standpunkt der Subalternen kritisch affirmiert wird, löst sich in Plumwoods Ansatz die politische Handlungsfähigkeit und die politische Subjektposition nicht auf, sondern der kontingente und instabile Charakter der Subjektposition wird bewußt gemacht, um von dort aus eine Überwindung dieser Position anzustreben. Kritische Affirmation und Rekonstruktion sind deshalb ein politischer Prozeß.

Die Thematisierung von Differenzen im Rahmen der queer theory

Der Begriff *queer* ist in der US-amerikanischen Schwulen- und Lesbenbewegung entstanden und wird seit Anfang der 90er Jahre sukzessive statt der Begriffe »schwul« und »lesbisch« verwandt. Dieser Paradigmenwechsel geht auf einen Bruch mit der bis dahin als gültig erachteten sogenannten Identitäts- und Repräsentationspolitik zurück. Er entstand aus einer Unzufriedenheit mit der geringen gesellschaftspolitischen Anerkennung nichtheterosexueller Lebensweisen angesichts zunehmender homophober und sexistischer Kampagnen konservativer Kräfte (vgl. Genschel 1997). In die deutschsprachige feministische Diskussion wurde *queer theory* von Hark (1993) eingebracht, die in dem Eingriff in normative Geschlechterdefinitionen eine Chance für die feministische Bewegung sah, ausgrenzende Identitätskonstruktionen durch Geschlechtszugehörigkeit zu überwinden und Bünd-

nisse mit anderen politischen Bewegungen zu ermöglichen. Zwar ging im deutschsprachigen Raum dem Begriff keine sich als *queer* bezeichnende Bewegung voraus, so daß ihm die sprachliche Brisanz abgeht und er nicht die gleiche Position einnehmen kann, die die Bezeichnungen »Frau«, »Lesbe« oder »Schwuler« für die jeweiligen Bewegungen hatten. Unbenommen davon ist jedoch die Bedeutung der *queer theory* für die theoretische und methodologische Auseinandersetzung feministischer Wissenschaft und Forschung. Als ein zentrales Vorhaben von *queer theory* formuliert De Lauretis den Eingriff in die Produktion von Diskursen über Sexualität:

Queer Theory bringt eine zweifache Ausrichtung mit sich – in Bezug auf die begriffliche und theoretische Arbeit, die mit der Diskursproduktion verbunden ist, und in Bezug auf die notwendige, kritische Arbeit, die die Dekonstruktion unserer eigenen Diskurse und ihrer konstruierten Ausschlüsse beinhaltet (1991, IV).

Eine theoretische Fundierung der analytischen Kategorie »Sexualität« hat in einzelnen Ansätzen feministischer Theorien zwar bereits Eingang gefunden, aber als grundlegende Dimension sozialer Strukturierung in Form der Institution Heterosexualität erhält sie diese zentrale Bedeutung erst durch die *queer theory* (vgl. z.B. Butler 1991; 1995; De Lauretis 1994). Für die politische Auseinandersetzung ergeben sich daraus Möglichkeiten, bestehende Antagonismen innerhalb von sozialen Bewegungen und Bewegungsorganisationen sowie zwischen Bewegungen zu thematisieren und in Koalitionen zu überwinden, die aus aktuellen Anlässen geschlossen werden können (Duggan 1992, 26).

Queer theory stellt sich als Widerstand gegen Mainstream-Feminismus und eine etablierte Schwulen- und Lesbenforschung, die es in den USA zu einer gewissen Institutionalisierung gebracht hat,

dar (vgl. Seidman 1993, 105; Warner 1993, X; De Lauretis 1991, IIIff.; Butler 1991). Für *queer politics* wird die Auseinandersetzung mit Machtunterschieden als zentrales Motiv für die Bewegung formuliert, sowohl zwischen Geschlechtern, Sexualitäten, Klassen, sog. Kulturen, Hautfarben oder Nationen als auch innerhalb des Feldes einer Bewegung zwischen Mainstream und Subkultur (vgl. De Lauretis 1991, VIff.). Paradigmatisch wird dies an dem repräsentiert, was Sedgwick »Krise der homo/hetero Definition« (1990, I) nennt: die Unfähigkeit eines heterosexistischen Systems, soziale Strukturen zu thematisieren, ohne auf binäre Oppositionen zurückzugreifen. Diese reduktionistische Sichtweise entfaltet ihre Macht durch die Verschleierung ihrer eigenen Inkohärenz.

Unser Interesse gilt besonders den Differenzen, Ausschlüssen und Hierarchieverhältnissen innerhalb einer Bewegung. Indem die produzierten Ausschlüsse nicht stillschweigend hingenommen und gedeckt, sondern politisiert werden, stellt *queer* eine Radikalisierung politischen Handelns dar. Der Vorwurf des »Femalestream«, politische, ökonomische und soziale Ungleichheiten würden in postmodernen Theorien legitimiert (vgl. Kreisky/Sauer 1998), ist vor diesem Hintergrund nicht zutreffend. Vielmehr scheint er unter anderem in der Position, die die Kritikerinnen innerhalb des Feldes feministischer Forschung einnehmen, und der damit verbundenen Definitionsmacht begründet zu sein.

Politische Handlungsfähigkeit scheint nur in Bezug auf soziale, ökonomische und politische Ungleichheiten, die zwischen Kategorien wie Klasse, nationale, kulturelle Zugehörigkeit und Geschlecht bestehen, begründbar. Diese Auffassung basiert auf der Teilung des gesellschaftlichen Raums in einen Raum der sozialen Kämpfe, in dem Antagonismen zwischen sozialen Kategorien bestehen, und einen Raum, der einheitlich und frei von Kämpfen imaginiert werden muß: Die Imagina-

tion gemeinsamer Erfahrungen »Gleicher« ist die Grundlage für Solidarität und die Legitimation für politisches Handeln. Nun sind aber soziale Differenzen, Machtunterschiede und die daraus resultierenden Antagonismen nicht auf bestimmte gesellschaftliche Bereiche beschränkt. Vielmehr bedingen soziale Kategorien, die theoretische Setzungen sind, um politisches Handeln zu ermöglichen – also strategisch sind – sich gegenseitig. Soziale Differenzen sind grenzenlos, ebenso wie die Machtkämpfe, die sie mit sich bringen.

Queer theory ermöglicht die Analyse des Dualismus, der Identitätspolitik herstellt, und eröffnet so Räume politischen Handelns, die davon ausgeschlossen bleiben. Diana Fuss problematisiert das Prinzip der dualistischen Entgegensetzung von Essentialismus und Konstruktivismus. Daraus ergibt sich auch die Möglichkeit der Überwindung dieses Dualismus in der Anerkennung der gegenseitigen Bedingtheit dieser zwei theoretischen Ansätze: Das eine ist eine Spielart des anderen, so, wie Essentialismus auf der Konstruktion von Essenz beruht, kann Konstruktivismus zur Essenz sozialer Existenz deklariert werden (Fuss 1989, 4f.). Statt eines der beiden Erklärungsmodelle zu privilegieren, müssen die Beziehungen des einen zum anderen und die daraus entstehenden Machtverhältnisse untersucht werden. Statt sich den Spaltungen, die ein hierarchisch strukturiertes System – wie das patriarchale, heterosexistische System – hervorbringt, zu unterwerfen, sollte gerade die kritische Auseinandersetzung mit diesen Strukturen Ziel politischen Handelns sein. In Bezug auf Homosexualität zeigt Sedgwick, daß sowohl ein konstruktivistisches als auch ein essentialistisches Erklärungsmodell in einem heterosexistischen System mit der Abwertung von Homosexualität verbunden sein kann und so auch die Bedingung ihrer Vernichtung stellt (1994, 163f.).

Dem Konzept von Identität setzt Fuss

den Prozeß der Identifizierung entgegen, bei dem beispielsweise Heterosexualität sich unter Abspaltung und Verinnerlichung einer abgelehnten Homosexualität konstituiert. Wenn Identität, die per se mit einem heterosexuellen Vorzeichen einhergeht, erst durch die Identifizierung mit einem anderen möglich ist, eine Abhängigkeit, die sich selbst im Prozeß der Identifizierung verschleiert, dann erweist sich die Institution einer unvermittelten, sicheren und totalisierbaren Identität als Illusion (Fuss 1995, 2). Wenn die Konstitution von Geschlechtsidentität nach dieser Art von Dialektik funktioniert, dann ist Homosexualität ein Grenzfall bei der Konstitution sexueller Differenz. Von da aus wirkt sie durchaus störend auf die Heterosexualität, schon allein weil sie weder ganz »innen« noch ganz »außen« steht, und so ein Verwischen der Grenzen zwischen Homo- und Heterosexualität vorstellbar ist, so Fuss (1991, 6).

Ein Verwischen der Grenzen zwischen einer als Machtraum imaginierten Kampfarena und einem als machtfrei imaginierten Raum der Einheitlichkeit sollte auch innerhalb des Feldes der Geschlechterforschung Ziel politischen Handelns werden. Und zwar nicht, indem die »alten« Kämpfe zwischen den »klassischen« Kategorien aufgegeben werden, sondern indem anerkannt wird, daß die gesetzten Grenzen imaginär sind und auch die aus politischen Gründen aus den Kämpfen herausgehaltenen Räume politisiert werden müssen.

Harding und Haraway: Feministische Wissenschaftstheorie in der Postmoderne

Eine Reflexion der begrifflichen und kategorialen Voraussetzungen von Feminismus einerseits und Poststrukturalismus andererseits zeichnet sich in den Auseinandersetzungen US-amerikanischer Wissenschaftshistorikerinnen ab. Sandra Harding hat mit ihrem Buch *Das Geschlecht des Wissens* (1994) einen großangelegten Versuch unternommen,

Erkenntnistheorie und Wissenschaft feministisch neu zu begründen. Grundpfeiler ihrer Konzeption einer umfassenden »Feministischen Wissenschaft« ist das Kriterium sozialer Verträglichkeit. Als rational gilt ihr eine Wissenschaft, die von der gesamtgesellschaftlichen Realität ausgeht und diese methodologisch so weit und konkret als möglich in jeden ihrer Schritte integriert. Zur Realisierung der feministischen Rationalität sozialer Verträglichkeit postuliert Harding eine grundlegende Umstrukturierung der Wissenschaftsarchitektonik. Die Radikalität ihres Ansatzes einer feministischen Rahmengenbung zukünftiger Wissenschaft zeigt sich exemplarisch an ihrer Einschätzung der Naturwissenschaften als Sozialwissenschaften.

Hardings Forderungen zielen auf eine grundlegende kategoriale Neuordnung des Erkenntnisraumes. Zu hinterfragen sei »die Angemessenheit der Versuche, Frauen den herkömmlichen Gegenstände einfach »hinzuzufügen« (1994, 225). Feministische Wissenschaft müsse bereits auf der kategorialen Ebene über die additiven Ansätze von race, class und gender hinausgelangen, wenn sie integrierte empirische Analysen leisten wolle.

In diesem Kontext nimmt die Biologin und Wissenschaftshistorikerin Donna Haraway die Auseinandersetzung mit Hardings Ansatz auf. Sie erkennt ihren Begriff einer »starken Objektivität« und damit ihr »ehrgeiziges Projekt« grundsätzlich an. Harding sei »gleichermaßen an Erkenntnissen über Menschen und Positionen, von denen Wissen ausgehen kann und auf die es ausgerichtet ist, interessiert, wie an denen über den Status des produzierten Wissens« (1996, 362). Haraway distanziert sich jedoch von Hardings gelegentlich »makrosoziologische(r) Begrifflichkeit« sowie ihrer »allzu offensichtliche(n) Identifizierung des Sozialen« (ebd.). In ihrem eigenen Schreiben setzt Haraway den »semantischen Särgen abgeschlossener

Kategorien« (ebd., 383) die Entwicklung narrativer Felder entgegen.

»Texte, die zugleich mit dem, was sie aussagen, den eigenen Kontext in die Reflexion einbeziehen, stellen nach wie vor eine Ausnahme dar – auch in der Literatur zum Thema Postmoderne«, schreibt Gudrun-Axeli Knapp (1998, 35). Donna Haraway arbeitet daran, einem solchen Anspruch bereits auf sprachlicher Ebene materiell und ästhetisch gerecht zu werden, indem sie beispielsweise Entitäten wie die »OncoMouse«, Forschungsobjekt bzw. –kreatur der Gentechnologie und erstes patentiertes Säugetier, in textueller Aneignung als eigene Figur zum Zuge bringt. Versatzstücke von Welt, die dem Zugriff der wissenschaftlichen Technologien zentral ausgesetzt bzw. durch diesen überhaupt erst konstituiert sind, gewinnen in Haraways Texten und möglicherweise auch für die Rezipientinnen ein fiktionales Eigenleben. Unterwandert ist der starre Gegensatz von entweder Affirmation oder enthaltsamer Kritik. Die Mauer zwischen Technik, Politik und Wissenschaft ist wie im wissenschaftlich verfaßten Leben eingebrochen. Als Biologin und Wissenschaftstheoretikerin legt Haraway ihr Augenmerk auf die Bio- und Lebenswissenschaften, die, wie ihre Texte überzeugend vermitteln, zeitgenössische Wissenschaftsproduktion insgesamt und damit auch die feministische dominieren und strukturieren. »Meine tendenziöse Behauptung lautet, daß die Apparate der kulturellen Produktion, die unter dem Namen Wissenschaftsforschung, antirassistischer Feminismus und *Technoscience* firmieren, einen gemeinsamen Kreislauf haben« (1996, 351). Was Judith Butler (ausgehend von Foucaults Antirepressionsthese) in die feministische Diskussion warf: Daß auch kritisch zu hinterfragen sei, weshalb »feministische« Politik und Wissenschaft heute in gesamtgesellschaftlich relevantem Maßstab möglich ist (1991, 16f.), wird von Haraway in seiner grotesken Dialektik

ausgehalten. Wie bei Biologie und Biotechnologie handelt es sich nach Ansicht Donna Haraways bei Wissenschaftsforschung und Feminismen um Diskurse, die eine Globalisierung der Welt mittragen und ins Werk setzen: um Akkumulationsstrategien, »präzise, semiotisch-materielle Erzeugung von Lebensformen« (1996, 348). Das spezifisch Neue der historischen Konfiguration einer »Globalisierung der Welt« sieht Donna Haraway nicht in einem Zusammenbruch der Metanarrationen – an einen solchen glaubt sie nicht, sondern in den »Impllosionen« von Subjekt und Objekt, sogenannter Kultur und sogenannter Natur, die ein Bestiarium von Cyborgs hervorbringen. Die Logik des Eigentums am Selbst, wie sie die experimentelle Forschung moderner Naturwissenschaft à la Kant in Schranken hielt, – wir neigen noch immer dazu, das Monster für Frankenstein zu halten und nicht den Doktor – ist in Zeiten transgenerischer Grenzüberschreitungen praktisch nicht länger gewährleistet und theoretisch kaum mehr angemessen zu begründen. Die Gegnerschaft zwischen essentialistischen und deessentialistischen Positionen gewinnt eine unerwartete Kontur: Was ehemals Ontologie und theoretisch war, materialisiert und realisiert sich in durchweg artefaktischen Arten. Eine essentialistische und identitätsorientierte Logik findet ihren eigentümlichen Umschlagspunkt in technowissenschaftlichen Bestrebungen, modifizierte, auf einen präzisen Zweck hin konzipierte Verkörperungen zu patentieren. Diesem Akkumulationsbestreben steht jedoch wiederum keine unversehrte Kritik gegenüber, sondern Reflexionen der Versehrungen des Lebens, die geeignet sind, die menschliche Besonderheit innerhalb der Natur grundsätzlich und auf widersprüchlichste Weise in Frage zu stellen. Möglicherweise stellt eine Position gegen den Essentialismus, die zugleich jegliche Genforschung ablehnen wollte, gesamtgesellschaftlich betrachtet bereits ein Pa-

radox dar: »Es ist ein Fehler, in diesem Zusammenhang zu vergessen, daß die Sorge um die Reinhaltung der Abstammung am Ursprung des rassistischen Diskurses in den europäischen Kulturen steht, ebenso wie sie die Bindung von Geschlechtsidentität an sexuelle Ängste stabilisiert« (1996, 375).

Der »sozialistische Feminismus« Donna Haraways sieht sich einem »radikalen Nominalismus« verpflichtet. Ehemals festgestellte Kategorien stehen in *science* und *fiction* zur Disposition. Sowohl der Einsatz gegen die Patentierung von Lebewesen wie das erkenntnistheoretische Aufbrechen überkommener Kategorien und nicht zu vergessen: die Selbstpositionierung und Selbstprädikation als »feministisch«, »materialistisch«, »poststrukturalistisch« etc. stellen jedoch Entscheidungen dar, die aufs Ganze gehen: Eine Modellierung und weltgestaltende Praxis, »in denen Wissen geschaffen wird und die mit unterschiedlichen Chancen auf Leben und Tod verbunden sind« (1996, 363). Donna Haraway, die sich selbst als Moralistin und gerade deswegen als nicht unschuldig bezeichnet, arbeitet als Biologin an einer feministischen Wissenschaft und neu artikulierten Humanität, die fähig wäre, sich in nicht-menschliche Zusammenhänge zu integrieren. Insofern unterwandert und überbietet sie zugleich Hardings Konzept sozialer Integrität durch eine Gleichordnung des Humanen und des als subhuman Klassifizierten. Harding und Haraway zusammenlesend läßt sich eine Vorstellung gewinnen, wie feministische Geltungsansprüche in partikularer Arbeit und lokalen Kämpfen objektiv zu situieren sind.

Dimensionen feministischen postmodernen Denkens

Die hier vorgestellten Autorinnen zeigen die breite Palette unterschiedlicher Positionen im postmodernen feministischen

Diskurs. Es läßt sich keine abschließende Definition festlegen, die ihnen allen gerecht würde. Unserer Ansicht nach ist es deshalb sinnvoller, von verschiedenen Dimensionen postmoderner Feminismen auszugehen, die unter anderem aus den hier vorgestellten Ansätzen destilliert werden können. Grundsätzlich beziehen sich postmoderne Feminismen – um eine Unterscheidung von Knapp aufzugreifen – auf postmoderne Theorien und nicht auf Theorien der Postmoderne (vgl. Knapp 1998, 28). Postmoderne Theorien erachten die Postmoderne als eine vorrangig epistemologische Position, während Theorien der Postmoderne soziokulturelle Transformationen in den Vordergrund stellen und so Postmoderne als einen Epochenbegriff auffassen. Folgende Dimensionen sind daher unseres Erachtens zur Eingrenzung postmoderner Feminismen wesentlich:

- Kennzeichen postmoderner Denkarten sind zunächst der Angriff auf »foundationalism« (also die Annahme einer Letztbegründung) sowie eine Kritik an Universalismen. Vor allem in der Produktion von Erkenntnis und Wissen insistieren postmoderne Feminismen auf deren konstruiertem Charakter und betonen die soziale Situiertheit von Wissenssystemen (vgl. Haraway). Die feministische Kritik richtet sich so auch gegen androzentrische Universalismen, die männlich partikuläre Erfahrung verallgemeinern. Demgegenüber setzen postmoderne Denkarten auf eine Dekonstruktion von Universalismen, d.h. sie zeigen die Kontextgebundenheit der universalistischen Behauptungen auf und konterkarieren damit ihren Anspruch. Feministische postmoderne Denkarten haben eine Kritik am Anthropozentrismus initiiert, wie sie sich in dieser Radikalität und Konkretion bei männlichen postmodernen Autoren nicht findet (vgl. Haraway).
- Im Zuge dieser Kritik führen postmo-

derne Feminismen eine Dekonstruktion unterschiedlicher, vordergründig universeller Begriffe durch und zeigen so deren Kontingenz und Instabilität. Zentrale Begriffe wie Subjekt, Natur, Mensch, Gleichheit, Homo- und Heterosexualität, soziales und biologisches Geschlecht, Rasse oder Erkenntnis werden als sozial konstruiert und historisch situiert betrachtet (vgl. Nicholson, Plumwood, Haraway, queer theory).

- Wesentlich ist dabei eine Problematisierung von Subjektivität. Die Hinterfragung des neuzeitlichen Subjektbegriffes durch die Postmoderne geht mit einer Problematisierung von Kategorialität einher. Dies ist mit einer Forderung nach De-Essentialisierung und De-Homogenisierung verbunden, durch die Partikulares und Verdrängtes ins Blickfeld rückt (vgl. queer theory). Neben der Kategorie Geschlecht werden so auch andere soziale Kategorien wie Klasse, nationale und kulturelle Herkunft oder Natur für die feministische Theorie relevant. Dies wiederum impliziert das Einfordern einer Anerkennung und Aufwertung von Differenz und Pluralität. So wird dem Anspruch einer »Repräsentation« (betroffener Gruppen durch »die« Intellektuellen) die Aufforderung zur Selbstrepräsentation und die Aufmerksamkeit auf Mikrostrukturen entgegengehalten (vgl. Mohanty, Haraway).
- Eine kritische Auseinandersetzung mit modernen Vorstellungen von Identität ist für postmoderne feministische Denkart ein zentrales Anliegen. Eine essentialistische Vorstellung von Identität wird abgelehnt (vgl. Nicholson, Mohanty, Plumwood, queer theory). Vielmehr wird von der Konstruktion von Identität ausgegangen, wobei beispielsweise auf den Prozeß der Identifizierung hingewiesen wird. Butler betont, daß Identität performativ hervorgebracht wird durch den Re-

kurs auf und die Wiederholung regulativer Diskurse wie Phallogozentrismus und Zwangsheterosexualität (1991, 1995). Identitätskonstruktionen, zum Beispiel die Konstruktion einer kollektiven Identität innerhalb einer sozialen Bewegung wie der Frauen- und Lesbenbewegung, sind demnach als politische Akte zu verstehen, durch die bestimmte Ein- und Ausschlüsse vorgenommen werden. Ein unkritischer Einsatz von Identität kann deswegen zum einen *politisch* nicht im Sinne einer »Frauenbewegung« sein, die sich zum Ziel setzt, möglichst »alle« Frauen zu repräsentieren. Zum anderen ist ein unkritischer Bezug auf Identität auch für feministische Theoriebildung nicht wünschenswert (vgl. Nicholson, queer theory). Die fundierende Wirkung des heteronormativen Diskurses anzuerkennen, heißt stets eine kritische Analyse der »homo-hetero Definition« vorzunehmen.

- Ausgehend von der Dekonstruktion wesentlicher Begriffe reflektieren postmoderne feministische Ansätze zentrale feministische Konzepte wie die Unterscheidung zwischen Sex und Gender kritisch (vgl. z.B. Nicholson 1995, Butler 1991). Dabei wird auch das biologische Geschlecht als diskursiv und performativ konstituiert erachtet. Körper, Materialität und Natur sind demnach keine stabilen essentialistischen Kategorien mehr, sondern werden kontextualisiert und instabil. Gerade hier tragen postmoderne Feminismen wesentlichen zur feministischen Binnenkritik bei (vgl. Nicholson, queer theory).
- Das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis wird als umfassender als die Geschlechterdifferenz gefaßt, um ins Blickfeld zu rücken, daß Frauen nicht nur in Beziehungen zu Männern stehen, sondern auch in Geschlechterverhältnissen zu Frauen und in Vergleichsbeziehungen zu »der Frau«, wie

- sie in Büchern, Filmen etc. dargestellt wird (vgl. z.B. de Lauretis 1987).
- Irritierend mag sein, daß postmoderne Ansätze materielle Momente (z.B. Körperlichkeit) oftmals im Zuge einer »Ästhetisierung« der Theorie zur Geltung bringen. Eine Reflexion der begriffsgeschichtlichen Tradition und Gegenwart, welche von der Wahrnehmung (griechisch: Aisthesis) ausgeht, versucht die körperliche Verwurzelung von Erfahrung explizit zu machen. Dieses Ringen um ästhetische Situierung entspricht nicht zuletzt einer ethischen Anforderung. Sie steht allerdings quer zu Bestrebungen, Theorie auf pragmatische Handlungsanweisungen zu reduzieren. Die Frage darf nicht sein, ob wir uns Ästhetik leisten können, solange soziale Gerechtigkeit nicht verwirklicht ist.
 - Die Anerkennung der Kontingenz von Begriffen wirkt sich auf politisches Handeln aus, da Bezeichnungsprozesse als politische Akte verstanden werden. Sie werden somit zum Inhalt politischer Auseinandersetzungen. Das bedeutet eine Absage an die Vorstellung von Bereichen des »Vorpolitischen« oder »Außerpolitischen« wie »Körper« oder »Natur«. Durch ihre Dekonstruktion und Destabilisierung implizieren postmoderne Feminismen deshalb eine Ausweitung des Politischen. Soziale Positionen, Begriffe oder Erkenntnis sind Produkt politischer Auseinandersetzungen und durch Machtbeziehungen konstituiert. Dies bringt auch das Infragestellen von Definitionen mit sich, sei es auf der Ebene politischen Handels, wo es um die Definition der politischen AkteurInnen und der zu Repräsentierenden geht, sei es auf der Ebene feministischer Wissenschaft, wo es um die Definition des »Forschungs- und Erkenntnisgegenstands« geht.
 - Postmoderne DenkerInnen machen darauf aufmerksam, daß es keine »unschuldigen Positionen« gibt – eben dies sei ein Dilemma feministischer Ansätze innerhalb des Gleichheits- und Differenzdiskurses. Sowohl die subordinierende als auch die subordonierte Position sind das Produkt spezifischer Machtverhältnisse und bleiben immer an diese gebunden (vgl. Plumwood, Haraway). Die Infragestellung der »unschuldigen Position« kann für die Politisierung feministischer Theorie produktiv sein, da dies betont, daß jede soziale Situierung selbst schon politisch konstituiert ist. Auch der universitäre Feminismus ist somit als ein wissenspolitisches Projekt zu sehen, in dem unter anderem um akademische Anerkennung und um kanonische Transformationen gestritten wird. Binnenfeministische Debatten erscheinen aus dieser Perspektive in einem neuen Licht; auch hier geht es um Durchsetzungsmacht, auch hier stellt Repräsentation – welche Erfahrungen werden von welchen Theorien repräsentiert? – eine umkämpfte Größe dar.
 - Für konkrete politische Strategien ergibt sich eine Verschiebung von Identitätspolitik hin zu themenorientierter Bündnispolitik. In einem kulturellen und sozialen Kontext, in dem soziale Existenz und deren Anerkennung an die Zugehörigkeit zu Identitätspositionen gebunden ist, hängt auch Bündnispolitik strategisch an Identitäten, was allerdings eine kritische Infragestellung von Identitätspositionen erfordert. Die politischen Prozesse, durch die kollektive Identitäten konstruiert werden, werden als solche anerkannt, statt von der Vorstellung einer wesenhaften Identität auszugehen. Die Thematisierung von Differenzen und Konflikten innerhalb von Koalitionen gehört ebenso zu den Inhalten von Koalitionspolitik wie die Anerkennung der Pluralität von Bedeutungen beispielsweise eines Konzeptes »Frau« (vgl. queer theory, Nicholson, Mohanty).

Grundlage gelingender Koalitionen ist die gegenseitige Anerkennung über Differenzen hinweg und die Bereitschaft, daraus entstehende Konflikte immer wieder auszutragen. Ein Schritt in diese Richtung wären die Anerkennung theoretischer Diversität und die Bereitschaft, sich den anstrengenden Diskussionen, die diese Anerkennung erfordert, zu stellen.

Anmerkungen

- * Für ihre kritische Lektüre des Textes danken wir (eine Philosophin, eine Sozialpädagogin und vier PolitologInnen) ganz herzlich Andrea Genest, Martin Saar, Stephan Schlothfeldt, Julia Lepperhoff. Längere englische Zitate wurden von den AutorInnen übersetzt.
- 1 Eine vorläufige Version dieses Beitrages erschien bereits im Deutschen (Nicholson 1994).
- 2 Vgl. Mohanty 1991, 75. Es handelt sich bei den untersuchten Arbeiten um Titel aus der *Zed Press Women in the Third World* Reihe.
- 3 *Western feminists* sind nach Mohanty »writers which codify Others as non-Western and hence themselves as (implicitly) Western« (Mohanty 1991, 52) – der Terminus schließt mithin Feministinnen aus dem Süden, die mit westlichen Methoden und aus einer privilegierten Position heraus über ihre eigenen Gesellschaften schreiben, ein.
- 4 Für eine ausführlichere Darstellung vgl. Kerner (1999, 42–46).
- 5 Die Diskussion um Gleichheit, Differenz und das daraus resultierende Dilemma ist natürlich ein älterer Diskurs, der nicht erst durch Plumwood in der feministischen Theorie aufgeworfen wurde (vgl. dazu zusammenfassend Maihofer 1998).

Literatur

- Benhabib, Seyla (1998): Von der Politik der Identität zum sozialen Feminismus. Ein Plädoyer für die neunziger Jahre. In: *Politische Vierteljahresschrift*, 38. Jg., Sonderheft 28, S. 50–65.
- Biehl, Janet (1991): *Finding our Way. Rethinking Ecofeminist Politics*. Montreal/ New York.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a. M.
- Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht*. Berlin.
- De Lauretis, Teresa (1987): *Technology of Gender. Essays on Theory, Film, and Fiction*. Bloomington.
- De Lauretis, Teresa (1991): Queer Theory. Lesbian and Gay Sexualities. In: *differen-ces*, Vol. 3, Nr. 2, S. III–XVIII.
- De Lauretis, Teresa (1994): *The Practice of Love*. Bloomington.
- Duden, Barbara (1993): Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung. In: *Feministische Studien*, 11. Jg., Heft 2, S. 24–33.
- Duggan, Lisa (1992): Making it Perfectly Queer. In: *Socialist Review*, Vol 2, Nr. XX, S. 11–31.
- Fraser, Nancy (1989): *Unruly Practices. Power, Discourse and Gender in Contemporary Social Theory*. Minneapolis.
- Fraser, Nancy (1997): *Justice Interruptus. Critical Reflections on the »Postsocialist« Condition*. London/New York.
- Fraser, Nancy/Nicholson, Linda (1990): Social Criticism without Philosophy. An Encounter between Feminism and Postmodernism. In: Nicholson, Linda (Hrsg.): *Feminism/Postmodernism*. New York/London, S. 19–38.
- Fuss, Diana (1989): *Essentially Speaking. Feminism, Nature and Difference*. New York.
- Fuss, Diana (Hrsg.) (1991): *Inside/Out. Lesbian Theories, Gay Theories*. New York.
- Fuss, Diana (1995): *Identification Papers*. New York.
- Genschel, Corinna (1997): Umkämpfte sexualpolitische Räume. Queer als Symptom. In: Hark, Sabine/Etgeton, Stephan (Hrsg.): *Freundschaft unter Vorbehalt. Chancen und Grenzen lesbisch-schwuler Bündnisse*. S. 77–98.
- Haraway, Donna (1996): Anspruchsloser Zeuge @ Zweites Jahrtausend Frau Mann © trifft OncoMouse™. In: Scheich, Elvira (Hrsg.): *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*. Hamburg, S. 347–389.
- Harding, Sandra (1994): *Das Geschlecht des Wissens. Frauen denken die Wissenschaft neu*. Frankfurt a. M.
- Hark, Sabine (1993): Queer Interventionen. In: *Feministische Studien*. 11. Jg., Nr. 2, S. 103–109.

- Hornscheidt, Antje/Jähnert, Gabriele/Schlichter, Annette (Hrsg.) (1998): *Kritische Differenzen – Geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne*. Opladen.
- Kerner, Ina (1999): Feminismus, Entwicklungszusammenarbeit und Postkoloniale Kritik. Eine Analyse von Grundkonzepten des Gender-and-Development Ansatzes. Hamburg.
- Klinger, Cornelia (1998): Liberalismus-Marxismus-Postmoderne. Der Feminismus und seine glücklichen oder unglücklichen ›Ehen‹ mit verschiedenen Theorieströmungen im 20. Jahrhundert. In: *Politische Vierteljahresschrift*, 38. Jg., Sonderheft 28, S. 177–193.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1998): Postmoderne Theorie oder Theorie der Postmoderne? Anmerkungen aus feministischer Sicht. In: Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*. Frankfurt a. M./New York, S. 25–83.
- Kreisky, Eva/Sauer, Birgit (1998): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. In: *Politische Vierteljahresschrift*, 38. Jg., Sonderheft 28, S. 9–49.
- Landweer, Hilge (1993): Herausforderung Foucault. In: *Die Philosophin*. Jg. 4, Heft 7, S. 8–18.
- Mack-Canty, Colleen (1995): *Women and Citizenship. From a Critique of Liberalism to Ecofeminism*. Ann Arbor.
- Maihofer, Andrea (1998): Gleichheit und/oder Differenz? Zum Verlauf einer Debatte. In: *Politische Vierteljahresschrift*, 38. Jg., Sonderheft 28, S. 155–176.
- Marchand, Marianne H./Parpart, Jane L. (Hrsg.) (1995): *Feminism, Postmodernism, Development*. London/New York.
- Mohanty, Chandra Talpade (1991): Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourses. In: Mohanty, Chandra/Russo, Ann/Torres, Lourdes (Hrsg.): *Third World Women and the Politics of Feminism*. Bloomington/Indianapolis, S. 51–80.
- Mohanty, Chandra Talpade (1992): Feminist Encounters. Locating the Politics of Experience. In: Barrett, Michèle/Phillips, Anne (Hrsg.): *Destabilizing Theory. Contemporary Feminist Debates*. Stanford, S. 74–92.
- Nicholson, Linda (Hrsg.) (1990): *Feminism/Postmodernism*. New York/London.
- Nicholson, Linda (1994): Was heißt »gender«? In: Institut für Sozialforschung (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse und Politik*. Frankfurt a. M., S. 188–220.
- Nicholson, Linda (1995): Interpreting Gender. In: Nicholson, Linda/Seidman, Steven (Hrsg.): *Social Postmodernism. Beyond Identity Politics*. Cambridge, S. 39–67.
- Nicholson, Linda/Seidman, Steven (Hrsg.) (1995): *Social Postmodernism. Beyond Identity Politics*. Cambridge.
- Nicholson, Linda/Seidman, Steven (1995a): Introduction. In: Nicholson, Linda/Seidman, Steven (Hrsg.): *Social Postmodernism. Beyond Identity Politics*. Cambridge, S. 1–35.
- Plumwood, Val (1990): Women, Humanity and Nature. In: Sayers, Sean/Osborne, Peter (Hrsg.): *Socialism, Feminism and Philosophy. A Radical Philosophy Reader*. London/New York, S. 211–234.
- Plumwood, Val (1992): Feminism and Ecofeminism. Beyond the Dualistic Assumptions of Women, Men and Nature. In: *The Ecologist*. Vol. 22, Nr. 1, S. 8–13.
- Plumwood, Val (1993): *Feminism and the Mastery of Nature*. London/New York.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (1990): *Epistemology of the Closet*. Berkeley.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (1994): *Tendencies*. Durham.
- Seidman, Steven (1993): Identity and Politics in a »Postmodern« Gay Culture. Some Historical and Conceptual Notes. In: Warner, Michael (Hrsg.): *Fear of a Queer Planet; Queer Politics and Social Theory*. Minneapolis, S. 105–142.
- Warner, Michael (1993): Introduction. In: Warner, Michael (Hrsg.): *Fear of a Queer Planet; Queer Politics and Social Theory*. Minneapolis, S. VII–XXXI.
- Young, Brigitte (1998): Editorial. Globalisierung und Gender. In: *Prokla*. 28. Jg., Nr. 2, S. 168–173.